

dtv

Molly Marx schwebt als Geist über ihrem eigenen Begräbnis und ist gar nicht zufrieden. Ein bisschen stimmungsvoller und idyllischer hätte es schon sein dürfen! Und eins steht für Molly fest: Sie will noch nicht endgültig ins Jenseits verschwinden. Sie muss doch wissen, was aus ihrer Tochter wird, aus ihrer lebensuntüchtigen Schwester, ihrer besten Freundin, ihrem untreuen Ehemann – und ihrem Geliebten. Hinzu kommt, dass sie sich an die genauen Umstände ihres Todes nicht erinnert. Offenbar ging nicht alles mit rechten Dingen zu, denn ein Detective der New Yorker Polizei ermittelt.

»Origineller Mix aus Krimi und Humor.« (Joy)

»Bitterböse und ironisch.« (Hörzu)

*Sally Koslow* wurde in North Dakota geboren, studierte Englisch an der University of Wisconsin und hat für verschiedene Zeitschriften und Magazine gearbeitet. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Manhattan.

Mehr unter: [www.sallykoslow.com](http://www.sallykoslow.com)

Sally Koslow

Ich, Molly Marx,  
kürzlich verstorben

Roman

Deutsch von  
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ein kleines Glossar befindet  
sich am Ende des Bandes

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte Ausgabe 2011  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2009 Sally Koslow  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
'The Late, Lamented Molly Marx' (Ballantine, New York 2009)  
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlaggestaltung: gray318  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21277-9

»Das wahre Geheimnis der Welt  
liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren.«

*Oscar Wilde*



*Das bringt mich noch um*

So habe ich mir meine Beerdigung eigentlich nicht vorgestellt. Vor allem habe ich immer gedacht, dass ich alt wäre, eine würdevolle Neunzigjährige, die verdientermaßen als Dame bezeichnet wurde; eine hochbetagte Frau im trauten Kreis ihrer Lieben, die sich in Trauer vereint um ihren Sarg versammeln und zärtlich Abschied von ihr nehmen.

Und ich habe natürlich gehofft, dass das alles in einem viel schöneren Rahmen stattfindet – in einer Steinkapelle am Meer vielleicht, dessen purpurgraue Wogen tosend ans Ufer schlagen und das Schluchzen der Trauernden übertönen. Aus unerfindlichen Gründen – ich bin nicht mal Schottin – erklingen wehklagende Dudelsackweisen, die Männer tragen das Schottenmuster des Campbell-Clans und entzückend scheue Enkel, oder sogar Ur-enkel, sagen rührende kleine Gedichte auf. Woher die Kinder die roten Locken haben, weiß ich nicht, mein Haar ist glatt und blond, dank den Segnungen der Chemie sogar hellblond. Die Hinterbliebenen – unglaublich, dass diese verweinten ältlichen Gestalten meine eigenen Kinder sein sollen – tupfen sich mit Leinentaschentüchern die Tränen ab, obwohl sie sonst nur Papiertaschentücher benutzen. Der Gottesdienst findet kurz vor Sonnenuntergang statt, und die Luft ist erfüllt von Fliederduft. Frühling. Zumindest dort, wo ich aufgewachsen bin, am Stadtrand von Chicago, kündigt der Flieder vom Frühling: vom Ende eines langen Winters, vom erneut aufblühenden Leben.

So etwas wie das hier habe ich jedenfalls nicht erwartet, diese düstere Synagoge in Manhattan. Und schon gar nicht, dass ich umgeben bin von über vierhundert Leuten, von denen etwa dreihun-

dert, soweit ich mich erinnere, nie ein einziges Wort mit mir gewechselt haben. Doch vor allem eins habe ich garantiert nicht erwartet: dass ich noch so jung bin. Okay, fünfunddreißig halten manche vielleicht nicht mehr für jung. Ich schon. Auf jeden Fall ist es kein Alter zum Sterben, denn nur weil mein Leben nicht mehr ganz taurisch ist, muss es ja nicht gleich zu Ende sein.

Ist es aber.

*Sie ist tot*, denken sicher all diese Leute auf den Sitzbänken. *Wie schrecklich*. Im letzten Punkt irren sie sich. Würden die Trauer Gäste meine ganze Lebensgeschichte kennen – was irgendwann hoffentlich der Fall sein wird, denn die Leute sollen auf meiner Seite stehen, nicht auf seiner, und schon gar nicht auf *ihrer* –, wäre ihnen klar, dass ich, Molly Divine Marx, nichts an *joie de vivre* eingebüßt habe. Und das ist wirklich wahr.

»Sie wäre hier, wenn sie könnte«, sagt jemand. »Sie wäre hier, wenn sie könnte.« Das ist Rabbi Strauss Sherman, der da zu meiner Rechten salbadert. Wenn doch bloß der witzige junge Rabbi die Trauerrede halten würde, an dessen Kursen ich immer mal teilnehmen wollte – nicht, dass ich »Die Musik der Juden in Uganda« so enorm interessant finde ... *fand*. Doch der alte Rabbi spricht, der, der immer alles zweimal sagt, wie sein eigenes Echo, auch wenn die Worte schon beim ersten Mal nicht gerade tiefschürfend waren. Vermutlich sollte ich begeistert sein, denn dieser Rabbi ist ein richtig hohes Tier, einer, der von den Leuten nach Hause eingeladen wird, die Unsummen spenden und daher an Feier- und Trauertagen auch eine besondere Würdigung verdienen. Ob Barry, mein Ehemann, dafür gesorgt hat, dass Rabbi Strauss Sherman heute spricht? Um mir eins auszuwischen, weil ich bei dessen Predigten immer die Augen verdreht und vor mich hin gemurmelt habe: »Das bringt mich noch um.« Obwohl es natürlich auch die Rache Gottes sein könnte, doch der Gedanke gefällt mir überhaupt nicht.

Ich merke schon, ich bin weder dem Rabbi noch dem tief betäubten Ehemann gegenüber so richtig nett. Dem läuft vor lauter Heulerei schon der Rotz aus der Nase, und nicht wenige Trauer-



gäste haben gesehen, wie er sie sich diskret am Ärmel seines gut geschnittenen schwarzen Anzugs aus feinem Kammgarn abgewischt hat. Armani?, haben sie sich gefragt. Weit gefehlt. Eine ziemlich getreue Kopie aus einem Outlet in der Nähe von Mailand. Aber wenn sie das Ding für einen Armani-Anzug halten, freut Barry sich. Genau so war's gedacht.

Einige der Frauen auf den Sitzbänken fragen sich sicher auch, was ich trage, denn der Sarg ist geschlossen – heute ist irgendwie nicht mein Tag. Also, ich werde in einem roten Kleid beerdigt ... na gut, es ist eher burgunderfarben. Trotzdem kann ich mir ein Grinsen (wenn auch leider nur sinnbildlich) nicht verkneifen, weil ich jetzt nämlich bis in alle Ewigkeit das Kleid tragen werde, von dem Barry noch letzte Woche sagte, es sei viel zu teuer gewesen, obwohl es um vierzig Prozent reduziert war, bei Barneys, wo ich wegen der irrwitzigen Preise nur selten eingekauft habe. Wäre es nach meiner Schwiegermutter, der liebevollen Kitty Katz, gegangen, hätte man mich garantiert in Hemdbluse und Bundfaltenhose beerdigt, so dass ich aussehen würde wie ein Sumo-Ringer. Doch das hat meine Schwester Lucy zu verhindern gewusst. Lucy und ich hatten so unsere Schwierigkeiten miteinander, aber sie wusste, wie ich mich darauf gefreut hatte, dieses Kleid am kommenden Samstag zu einer Party zu tragen. Klasse, Lucy.

Wohin auch immer es mich jetzt verschlägt, hoffentlich fallen dort irgendwem meine Schuhe auf – unglaublich hohe Slingpumps aus schwarzem Satin mit großartigem Zehenloch. Ich habe sie erst einmal getragen, an einem Abend, an dem Barry und ich kaum von der Tanzfläche heruntergekommen sind. Als wir uns zur Musik wiegten und drehten, war es beinahe wie Sex, und wir wurden tatsächlich zu jenem Paar, das die Leute in uns sahen: Dr. und Mrs. Marx, ein Ehepaar, wie zumindest ich es mir wünschte. Ich liebte es, wenn Barry seinen vom Joggen trainierten Körper auf diese unaufdringliche, aber doch aufreizende Art bewegte, wenn er mir mit der Hand den Rücken hinabstrich und sie schließlich, vor aller Augen, auf meinen Hintern legte. Wie schade, dass

wir nicht auch durchs Leben wie durch einen endlosen Fred-Astaire-und-Ginger-Rogers-Film tanzen konnten.

Gibt es dort, wohin ich mich begeben, auch Tanz? Aber ich schweife ab. Eine Marotte von mir. Barry hat das immer wahnsinnig gemacht.

»Unsere liebe Molly Marx wäre hier, wenn sie könnte«, sagt Rabbi Strauss Sherman. Jetzt schon zum dritten Mal. »Die Umstände ihres Todes mögen rätselhaft sein, aber es ist nicht an uns, ein Urteil zu fällen. Es ist nicht an uns.«

Sobald einem jemand sagt, man solle kein Urteil fällen, tut man es. Jeder in diesem kühlen Gotteshaus fällt ein Urteil – sowohl über mich als auch über Barry. Ich kann alles hören, was den Leuten durch den Kopf geht oder ihnen über die Lippen kommt.

»... ein gewaltsamer Tod.«

»... Selbstmord begangen.«

»... eifersüchtig ... Geliebter.«

»*Die* hatte einen Geliebten? Diese graue Maus?«

»Da irrst du dich aber. *Er* hatte eine Geliebte.«

»Wenn es Selbstmord war, warum dann diese riesige Beerdigung?«

Und jetzt sogar ein süffisanter Ton. »Für Juden wird es nach einem Selbstmord nur mit dem Ort der Bestattung schwierig, die Trauerfeier ist kein Problem.«

»Er wird kein halbes Jahr Single bleiben.«

»Schon gar nicht mit dem kleinen Mädchen.«

Ja, es gibt ein Kind. Annabel Divine Marx, beinahe vier, schwarzes Samtkleidchen, Lackschuhe mit Riemchen an den Füßen. Meine Annie-Belle drückt ihren Hasen Alfred an sich, der Ausdruck in ihrem Gesichtchen hätte selbst Hitler Tränen in die Augen getrieben. In diesem Augenblick erlaube ich mir nicht, über mein Mädchen nachzudenken, das sich fragt, wo seine Mama ist und wann dieser schreckliche Traum endlich aufhört. Wenn ich noch einmal für fünf Minuten zum Leben erwachen könnte, würde ich Annabels Herzschlag auswendig lernen, dies Pulsieren in mich aufnehmen,

ihre zarten, vogelgleichen Schultern streicheln, ihre weiche Haut. *Ich werde immer Annabels Mutter sein.* Das ist mein Mantra.

Die Leute können mir alles Mögliche nachsagen, aber in meiner Rolle als Mutter habe ich in jedem einzelnen Moment versucht, das Richtige zu tun. Ich habe versucht, *für* meine Tochter zu leben, nicht *durch* sie. Das habe ich, wirklich. Ich hätte Annabel nie verlassen. Nichts war mir je wichtiger als meine bedingungslose Liebe zu ihr, dieses große, ungebrochene Gefühl, das selbst jetzt noch anhält. Das schönste Kompliment, das ich je bekommen habe, hat Barry mir ein paar Wochen nach Annabels Geburt gemacht, als er einfach nur sagte: »Molly, du bist eine Mutter geworden, eine richtige Mutter.«

»Unsere liebe Molly, unsere teure Molly«, sagt der Rabbi. »Sie war so vieles. Für unseren trauernden Barry – der ein Vorstandsmitglied dieser Synagoge ist – war sie fast sieben Jahre lang eine geliebte Ehefrau, eine Frau, die ihr Leben noch vor sich hatte. Für Annabel war sie eine zärtliche, hingebungsvolle Mutter, für ihre Eltern, Claire und Daniel Divine, eine geschätzte Tochter und für Lucy Divine eine Schwester, eine Zwillingschwester, die sie vorbehaltlos liebte. Für ihre Kollegen war sie eine ...«, Rabbi Strauss Sherman blickt auf seine Notizen, »... eine Redakteurin für Inneneinrichtung bei einer Zeitschrift.«

Falsch. Seit Annabels Geburt habe ich nicht mehr als Redakteurin gearbeitet. Zuletzt war ich freiberufliche Dekorateurin – eine der Frauen, die vor den Fotosessions mit langstieligen weißen Orchideen einfallen und die Räume so herausputzen, dass die meisten Leser sich bei diesem Anblick ganz mies fühlen, weil ihr eigenes Zuhause mit Sicherheit nie so aussehen wird. Dann blinzeln sie und fragen sich selbstgefällig, ob es tatsächlich Leute gibt, die so wohnen, ohne einen einzigen Familienschnappschuss in Teddybärarmen. Wer kauft schon weiße Sofas und kratzige Sisalteppiche? Wie reinigt man die überhaupt? Und dann blättern sie weiter.

Ich habe nicht als Nahost-Friedensvermittlerin gearbeitet, nicht

mal als Grundschullehrerin wie meine Zwillingsschwester. Doch ich habe meine Arbeit geliebt, und in meiner kleinen Welt war ich eine echte Größe. Was ich aus einem Kaminsims machen konnte, das war fast schon Kunst. Die Leute haben mich wahrscheinlich höchst ungern zu sich nach Hause eingeladen, aus Angst, ich könnte ihre Möbel umstellen oder ihnen vorschlagen, die Hälfte ihrer Nippes bei eBay zu versteigern.

»Molly war eine liebevolle Tochter und treue Freundin, ist leidenschaftlich gern Fahrrad gefahren und hat an der Northwestern University einen Abschluss in Kunstgeschichte gemacht.«

Will der Rabbi etwa meinen gesamten Lebenslauf vortragen? Ausplaudern, dass ich an der Brown University abgelehnt wurde und es an der Wesleyan auch nur bis auf die Warteliste gebracht habe? Will er von meinem Semester in Florenz erzählen, wo ich jedes Seminar geschwänzt habe – nicht mal die Lehrbücher habe ich mir gekauft –, während Emilio fra Diavolo mir alle Feinheiten des nonverbalen Italienisch beibrachte? Will er die beiden Jobs erwähnen, aus denen ich gefeuert wurde, und die vierzehn Monate Arbeitslosigkeit dazwischen? Mitteilen, dass Barry und ich eine Eheberaterin aufgesucht haben?

Da ist ja Dr. Stafford, da drüben. Meine Güte, sie sieht richtig bewegt aus. Und ich habe immer geglaubt, dass sie in den Therapiesitzungen mit Barry und mir die ganze Zeit dachte: »Weshalb gebe ich mich bloß mit diesen beiden total oberflächlichen Versagern ab, die zu jeder Selbsterkenntnis unfähig sind? Ach ja, das Privatschulgeld für meine drei Kinder. Deshalb.« Doch ich sehe Tränen in ihren Augen, und ich weiß, dass die echt sind.

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen – doch eins habe ich schon gemerkt: Wenn der Herr im ganz großen Stil nimmt, entschädigt er einen mit einem fein regulierten Bullshit-Detektor. Das ist zwar nur ein schwacher Trost, gefällt mir aber ganz gut. Mir macht keiner mehr was weis.

»Und jetzt spricht Mollys Ehemann zu uns«, sagt der Rabbi.  
»Barry. Dr. Barry Marx.«

Barry drückt Annabel einen Kuss auf den Kopf und löst ihre Hand aus seiner. Annabel sieht zu Kitty – die sich das Wort Großmutter strengstens verbittet – hinüber und überlegt, ob sie näher an sie heranrücken soll. »Kitty riecht so komisch«, hat sie immer gesagt. »Das liegt an ihren Zigaretten, Liebling«, war stets meine Antwort. »Fang nicht an zu rauchen, wenn du groß bist, sonst riechst du auch so komisch.« Hoffentlich erinnert Annabel sich daran. Wenn sie zu einer Vierzehnjährigen mit Nasen-Piercing und Tattoo wird, die mit einer Zigarette zwischen den Lippen im East Village abhängt ... kann ich verdammt wenig dagegen tun.

Kitty trägt ein strenges schwarzes Kostüm – Gucci oder Valentino. Oh, wie entsetzt sie wäre, wenn sie wüsste, dass ich den Unterschied nicht erkennen kann. Obwohl ich ja zugeben muss, das Kostüm ist dem Anlass nicht nur sehr angemessen, sondern sieht auch noch umwerfend aus. Der Schnitt betont ihren Yoga-trainierten, vierundsechzig Jahre alten Körper, der in Kleidung, wie wir beide uns insgeheim eingestehen, um einiges besser aussieht als meiner. Und außerdem hat sie heute anscheinend das komplette Erdgeschoss von Tiffany ausgeräumt. Für Kitty kann es nie protzig genug sein. Sie trägt kirschgroße Diamantohrstecker, eine Saphir-Smaragd-Brosche, die sich wie der Niagarafall über ihre Brust ergießt, das dazupassende Armband und eine schwarze Handtasche aus Eidechsenleder, in der zweifellos ihre Zigaretten stecken.

Ich hoffe, Annabel erbt mal ein paar von Kittys Klunkern. Ich will nicht sagen, dass Kitty froh ist über meinen Tod, aber immerhin hat sie jetzt einen guten Grund, mir nichts von ihrem Schmuck vermachen zu müssen.

Als Barry die Stirnseite der Synagoge erreicht und die sechs Stufen hinaufsteigt, räuspert er sich, zieht ein paar Notizen aus dem Jackett und – reißt sie mit großer Geste mitten entzwei. Ich wusste, dass er das machen würde! Das hat er letztes Jahr auf der Beerdigung meiner Tante Julie gesehen. Glaubt er etwa, das merkt meine Familie nicht? Ach richtig, die ist ihm ja sowieso egal. Das

Schlimmste ist, dass ihm außer den Divines jeder der Trauergäste hier diesen herzerreißenden Kummer abkauft. In allen Ecken höre ich es schneifen und schnauben und sehe kleine Tränenrinnale fließen.

»Ich habe mich in meinem letzten College-Jahr in Molly verliebt«, beginnt er.

Ich war Studentin im zweiten Jahr und er der Typ, der sich auf das Medizinstudium vorbereitete und in seinem Stundenplan endlich mal Zeit für einen Kurs über die Kunst des 20. Jahrhunderts gefunden hatte. Barry setzte sich im verdunkelten Hörsaal neben mich und erzählte mir, er wolle Kunstsammler werden. Ich weiß noch, wie angeberisch ich diese Bemerkung fand. Keiner meiner Freunde war auf mehr aus als eine Hunde-Lithografie von Alex Katz oder die Arbeit eines Kunststudenten, die er am Abend der Offenen Werkstatt ergattern konnte. Doch Barrys Träume hatten ganz andere Dimensionen. Als ich fünf Jahre später erfuhr, dass er sich am Mount-Sinai-Krankenhaus in Manhattan zum Facharzt für Plastische Chirurgie ausbilden ließ, überraschte mich das kein bisschen. Wenn je ein Arzt dazu geboren war, Frauen zu einer Nasenoperation zu überreden, dann Barry Marx, dem es stets gelang, sein eigenes Prachtstück als überzeugendes Argument einzusetzen.

Mindestens vierzig seiner Patientinnen müssen heute hier sein. All diese weinenden Frauen mit den feinen, symmetrischen Nasen sind weder mit mir befreundete Mütter noch ehemalige Kolleginnen von der Zeitschrift und auch keine Freundinnen aus dem Buchclub oder vom Fahrradfahren. Gibt es unter Barrys Patientinnen etwa eine Telefonkette – so wie in Annabels Kindergarten für den Fall, dass das Wetter schlecht wird? Hat eine von ihnen heute Morgen um halb sechs den ersten Anruf gemacht? »Entschuldige, dass ich dich wecke. Aber dich interessiert doch sicher, dass Barry Marx wieder Single ist. Die Beerdigung findet heute um zehn statt. Gib's bitte weiter.«

»Es gibt vier Dinge, die Sie über meine Frau Molly wissen soll-

ten«, sagt Barry. »Erstens hatte sie das melodiöseste Lachen der Welt. Viele von Ihnen kannten dieses Lachen. Wegen dieses Lachens habe ich sie geheiratet. Ich kann noch gar nicht glauben, dass ich dieses Lachen nie wieder hören werde.«

Okay, keine Einwände bislang. Um fair zu sein, ja, wir haben viel miteinander gelacht. Und es glaubt sowieso keiner, dass Barry mich wegen meines Busens geheiratet hat. Die meisten Ehefrauen eines Schönheitschirurgen hätten sich meine Nektarinengröße längst zu Melonen aufblasen lassen.

»Zweitens war Molly der ehrlichste Mensch, den ich kannte. Man konnte nicht viel vor ihr verbergen. Und sie war selbst absolut aufrichtig, wenn es um ihre eigenen Fehler ging ...«

Er will über meine *Fehler* sprechen?

»... und um meine.«

Zählt dazu auch der Fehler, dass er mit mehr als der Hälfte meiner Freundinnen geflirtet hat?

»Drittens kenne ich niemanden, der das Leben mehr liebte als Molly. Sie hätte eigentlich hundert Jahre alt werden müssen.«

Kein Widerspruch von meiner Seite.

»Und viertens ...« Barry stockt. »Viertens ...« Er neigt leicht den Kopf. Und ich kann sogar ohne Bullshit-Detektor erkennen, dass er wirklich erschüttert ist, denn jetzt fällt ihm die Jarmulke vom Kopf, die seine kahle Stelle so schön vor den Blicken der Trauergäste verborgen hat, und er versucht nicht mal, das Ding wieder aufzusetzen. Rabbi Sherman tritt auf ihn zu und legt ihm tröstend den Arm um die Schultern. Barry geht zum Sarg, drückt einen Kuss auf seine Finger – an dem einen trägt er seinen Ehering, den er normalerweise in einer Kommodenschublade aufbewahrt – und presst sie auf das Mahagoni. Dann kehrt er an seinen Platz zurück und zieht Annabel auf seinen Schoß.

Ich werde wohl nie erfahren, was das Vierte ist.

»Mollys engste Freundin Sabrina Lawson möchte jetzt ein paar Worte sagen«, verkündet der Rabbi. »Sabrina Lawson.«

Ich bin wirklich froh, dass Brie diesen Nachruf hält, denn Brie,

die sich erst kürzlich als Lesbe geoutet hat, gehört ganz sicher nicht zu jenen meiner Freundinnen, die Barrys Charme erlegen sind. Als wir uns im Studium ein Zimmer teilten, war sie definitiv noch nicht lesbisch. Doch letztes Jahr hat sie Isadora kennengelernt, eine hinreißende chilenische Architektin, die schließlich selbst mit in das Loft eingezogen ist, das sie für Brie entworfen hat. Isadora küsst Brie zärtlich auf den Mund, ehe Brie nach vorn geht.

Ich war immer stolz, Bries Freundin zu sein. Wir beide waren ein ziemlich schräges Paar, wenn man bedenkt, dass sie 1,85 Meter groß ist – sie hat als Model gearbeitet, ehe sie Anwältin wurde – und ich es auf knapp 1,60 Meter brachte. Heute ist ihr glänzend braunes Haar zu einem strengen Zopf zurückgeflochten, und sie trägt einen rabenschwarzen Hosenanzug über einer frisch gestärkten weißen Bluse. Alles an Brie hat scharfe Kanten, nur ihr Herz nicht.

Brie ist stolz darauf, unter uns Freundinnen die Erste zu sein, die es mit gleichgeschlechtlichem Sex probiert hat. Ich bin froh, dass sie Isadora gefunden hat, aber ich würde mein Leben – wenn ich noch eins hätte – nicht darauf verwetten, dass Brie sich für immer aus dem Hetero-Lager verabschiedet hat. Ich kann irgendwie nicht glauben, dass eine Frau, die die Männer so sehr geliebt hat wie Brie, sie ganz aufgibt. Mit einer Stimme, die jeden Augenblick zu brechen droht, beginnt sie.

*»Da ist noch Stilleres als Schlaf  
Im Innern dieser Seele hier!  
Es trägt einen Sprössling an seinem Busen –  
Und will doch seinen Namen nicht nennen.*

*Manche berühren, manche küssen ihn –  
Manche reiben seine leblose Hand –  
Es ist von schlichter Größe  
Die ich nie verstand!«*



Mein Verständnis für Gedichte endet bei e. e. cummings, doch Brie hat immer einen Band Emily Dickinson auf dem Nachttisch liegen. Als sie zur letzten Strophe kommt, schluchzt sie auf.

*»Nachbarn schlichteren Gemüts  
Reden von ›früh Verstorbenen‹ –  
Wir – die zur Umschreibung neigen  
Sagen: Die Vögel sind entflohn!«*

»Molly hat zwar manchmal das Essen vergessen, doch sie hatte mehr Energie als jeder andere, den ich kenne«, sagt Brie. »Immer wollte sie mich zu langen Radtouren mitnehmen. Erst letzten Samstag hat sie mich mit Annabel im Kindersitz abgeholt und darauf bestanden, dass wir zusammen über die Brooklyn Bridge radeln und zu diesem Diner fahren ...« Und dann erzählt sie noch die Geschichte, wie wir uns mal auf einem Wanderweg in den Bergen bei Aspen verlaufen haben. So langsam halten mich die Leute sicher für eine ziemlich dämliche Sportfanatikerin.

»Wir haben noch eine letzte Rednerin«, sagt der Rabbi. »Eine Vertreterin der Familie Divine ... Lucy. Lucy Divine.«

Niemand hat uns je für Schwestern gehalten. Wir waren zwar nur zweieiige Zwillinge, doch auch diese Bezeichnung war für uns mehr als unangemessen. Bei unserer Bat-Mizwa überragte Lucy mich um fünfzehn Zentimeter und war ungefähr zwanzig Kilo schwerer als ich. Alle tuschelten, wie schrecklich es für mich sein musste, dass ich noch nicht mal in der Pubertät war, während Lucy schon so einen Busen hatte. Wie sie mich für meinen Minirock gehasst hat! Ich fand sie einfach bloß dick. Neid war das scharfe Chili in unserer Beziehung, und meistens kam er von Lucy. Ich habe geheiratet, während all ihre Beziehungen sich immer irgendwie auflösten – oft weil der Typ auf einen anderen Kontinent zog und keine neue Adresse hinterließ. Ich bekam ein Kind, sie wünscht sich verzweifelt eins. Die Leute verstehen Lucy nicht

richtig. Es war nicht einfach, sie zur Schwester zu haben, aber ich habe sie sehr geliebt.

»Als Molly und ich fünf waren«, sagt sie, »hat sie mich davon überzeugt, dass Brokkoli ein Tier ist und ein Dussel ein hübsches Mädchen. Und so waren wir also Molly und Dussely.«

Ihr Timing ist gut. Die Trauergäste lachen. Es tut mir wirklich leid, dass ich ihr diesen Spitznamen angehängt habe. Den ist sie bis zum College nicht losgeworden – *sie* hat es übrigens auf die Brown University geschafft – und meine Eltern hat er sicher an die zwanzigtausend Dollar für Psychotherapien gekostet. Lucy gerät ins Reden, erzählt zu viele Anekdoten aus unserer Highschool-Zeit, starrt vor sich hin. Die Trauergäste fangen an, mit ihren BlackBerry herumszuspielen. »Eins schwöre ich: Wir werden herausfinden, wer meiner Schwester Molly das angetan hat. Wenn Sie irgendwo da draußen sind und dies hören: Die Familie Divine wird Sie aufspüren!« Meine Schwester klingt, als hielte sie am Vorabend einer schicksalhaften Wahl eine flammende Rede.

Ruckartig kehrt die Aufmerksamkeit der Leute zurück. Dem Rabbi gefällt Lucys Ton nicht viel besser als das Gewisper, das seinen Gottesdienst durchzogen hat. Er eilt zu Lucy, und sie wirft ihm einen so grimmigen Blick zu, dass auch dem Letzten klar sein dürfte, was ihre letzten fünf Männer vertrieben hat. Sie starrt Barry in Grund und Boden, und er wagt es nicht, ihren Blick zu erwidern.

»Die Beerdigung selbst findet im engsten Kreis statt«, sagt der Rabbi eilig, »doch ab heute Abend wird im Hause Marx Schiwe gegessen.« Er nennt unsere Adresse, und dann steht plötzlich eine Fremde mit unverkennbarer Marx-Nase auf und beginnt zu singen. »*Did you ever know that you're my hero, and everything I'd like to be?*«, schmettert die Blondine, die mir ein wenig ähnlich sieht, abgesehen von der Nase. Und als sie, begleitet von der Turboorgel der Synagoge, weitersingt, steigert sich ihre Stimme zu einem enormen Crescendo. »*I can fly higher than an eagle*«, trompetet sie, wohlwissend, dass ihr Weg an den Broadway längst

an der Upper West Side geendet hat, »'cause you are the wind beneath my wings.«

Wie sterbenspeinlich! Gott sei Dank liege ich schon im Sarg. Alle *meine* Freunde – ungefähr sechzig unter all den Anwesenden – und auch meine Eltern, meine Schwester, meine Tanten und Onkel sind furchtbar verlegen über diese Darbietung. Ist dieser kitschige Bette-Midler-Song etwa Barrys Vorstellung von einem Witz? Oder war das Kittys Idee?

Das bringt mich noch um. Das bringt mich um.

2

*Ganz. Einfach. So.*

Ich weiß nicht, ob ich tot bin oder lebe. Ich erinnere mich an fast nichts. Die Kirchturmspitzen der Riverside Church. Schmerzen überall. Eine lange, abgrundtiefe Dunkelheit. Minuten? Stunden?

So hatte ich das nicht geplant. Mein Fahrrad? Wo ist das eigentlich?

Ich höre den Fluss, gleichförmig wie einen Puls. Unwillkürlich zähle ich die Wellen, ihr Rhythmus ist der meines schwach schlagenden Herzens. Eins, zwei, drei ... achtundvierzig, neunundvierzig ... hunderteins, hundertzwei.

Kalt.

Kalt.

Kalt.

Schnee fällt. Flocken bedecken mein Gesicht.

So.

Verdammt.

Kalt.

Ich trage immer noch einen Fahrradhandschuh, doch er ist zer-

fetzt und blutbeschmiert und wärmt meine erfrorenen Finger längst nicht mehr.

Noch.

Nie.

War.

Mir.

So.

Kalt.

Noch –

Ein letzter flacher Atemhauch, dann bin ich fort. Wie ein Blatt, das davonweht, wie Asche, die von einer Zigarette fällt, wie ein Tautropfen, der auf einem Blütenblatt verdunstet.

Ganz.

Einfach.

So.

Ich habe definitiv zu viele schlechte Filme gesehen. Es gibt überhaupt keine Reise durch einen Tunnel mit einem unheimlichen weißen Licht am anderen Ende, Harfenklängen und sahnefarbenen Wolken. Ich bin hinübergangen, doch mich umgibt nichts als Dunkelheit und das Wuuusch-Wuuusch-Wuuusch des Verkehrs auf dem Henry Hudson Parkway.

Der Morgen dämmt. Keine drei Meter entfernt von der Stelle, wo ich liege, unter einem Gebüsch zwischen dem Steiufer des Hudson River und dem Fahrradweg, kann ich jetzt Jogger laufen hören. Zu dieser Jahreszeit und um diese Uhrzeit sind es nicht viele, und sie alle richten den Blick stur geradeaus, denn das hier ist nicht der Central Park, kein allgemein beliebter Treffpunkt. Der Weg ist einsam und schmal. »Nur ein Dummkopf geht dort joggen«, sagte Barry mal zu einem Freund, der ihm etwas von der ungetrübten Freude des Laufens am Fluss vorschwärmte. »Und ich verstehe auch nicht, wieso du dort Fahrrad fahren musst«, fügte er gleich noch an mich gerichtet hinzu.

Es war eine meiner Lieblingsstrecken, hinauf zur George Washington Bridge und dem kleinen roten Leuchtturm, der im